Haus und Welt

Ernteabend

Abendfrieden! Nur ein matter,
Müder, ferner Glockenschlag;
Schlafengehen will ein satter,
Erntereicher Sommertag.

Schwüle Düfte reifer Garben
Ziehn zur Scheuer ein und aus,
Graue Schatten, blaue Farben
Hängen um das niedre Haus.

Goldne, sonnenwarme Aehren
Ruhen unter Dach und Fach,
Weicher Windhauch trägt den schweren
Ruch der Ernte durchs Gemach.

An der Uhr mit leisem Beben
Kuckuck ruft zur Ruhezeit,
In die Fenster durch die Reben
Blinken Sterne weltenweit.

Und der Mond legt seinen weißen,
Klaren Glanz um Haus und Herz;
Voll von Dank und Segen reisen
Unsre Seelen heimatwärts.

Das Erlebnis des Departementsdirektors

In einer trüben, düsteren Herbstnacht fuhr der Direktor des Staatsdepartements Andrej Stepanowitsch Persolin aus dem Theater nach Hause. Er saß in seinem Wagen in Gedanken versunken nnd dachte nach, welch einen Nutzen das Theater bringen könne, wenn man ausschließlich „moralische Stücke" spielen würde. Als die Equipage vor dem Departement vorbeifuhr, wo er Direktor war, schaute er unwillkürlich hinauf und dachte, daß er in diesem Haus das Steuer führe. Auf einmal bemerkte er voll Staunen, daß zwei Fenster, die auf die Gasse führten, hell erleuchtet waren. In diesem Raume befand sich das sogenannte Journalzimmer.

„Arbeiten sie noch immer an der Jahresbilanz?" dachte der Direktor. „Vier Beamte ... und sind noch immer nicht fertig... Man wird noch glauben, daß ich meine Beamten zwinge, bis in die tiefe Nacht zu arbeiten ... Das muß man abstellen. Ich werde hinaufgehen und sie nach Hause schicken."

Persolin ließ die Equipage halten, stieg aus und ging zum Amt. Die Haupteingangstür war geschlossen, aber die Seitentür, die in den rückwärtigen Trakt führte, stand offen. Der Direktor trat ins Haus und ging durch die Hintertreppe ins Amt hinauf und stand bald vor der Türe des Journalzimmers. Die Tür war ein wenig geöffnet. Der Direktor schaute ins Zimmer hinein und sah etwas ungewöhnliches: Hinter dem Tisch, der mit Akten, Dokumenten, Rechnungsschiebern belegt war, saßen beim Lampenscheine vier Beamte und spielten Karten... Sie waren ganz in ihr Spiel vertieft. Die grünen Lampenschirme beleuchteten geheimnisvoll ihre Gesichtszüge. Ihre Art zu spielen, machte sie noch verdächtiger. Nach ihren Ausrufen konnte man annehmen, daß sie irdendein Kartenspiel spielten ... aber sie drückten sich so sonderbar aus, daß Persolin ganz verlegen vor der Tür stand. In den vier Beamten erkannte er seine Untergebenen: Swesdulin, Kulakewitsch Nedojechow und Pisulin.

„Zum Teufel, was spielst du da aus?" rief Swesdulin empört, schaute böse seinen Gegner an. Kann man denn so spielen? Ich habe in der Hand Dorofejew, Stepanow mit Frau und Jerlakow und du spielst Kofeikin aus? Jetzt sitzen wir ohne zwei Stiche. Du hättest die Partie mit Pogankin eröffnet!

„Na schön", brummte der Partner, „ich würde Pogankin ausspielen und Pisulin hat Persolin in der Hand."

„Weshalb nennen sie meinen Namen?" dachte Persolin, „ich verstehe das nicht."

Pisulin mischte die Karten, teilte sie unter die vier Beamten aus.

„Nationalbank!"

„Zwei Stiche ... Finanzdepartement..."

„Ohne Trumpf!"

„Hm... du hast keinen Trumpf? Gouvernementsverwaltung! Wenn schon sterben — dann in allen Ehren. Das letzte Mal blieb ich bei der Volksbildung ohne Stich. Jetzt habe ich mit der Gouvernementsverwaltung Pech..."

„Ich begreife kein Wort", sagte der Direktor zu sich.

„Ich beginne... Zuerst kommt der Staatsrat... wirft einen Titularrat ohne Sekretär auf den Tisch..."

„Aber woher. Ich beginne mit Persolin!"

„Macht nichts... wir stechen deinen Persolin. Wir haben ja Rybikow."

„Ihr werdet kaum drei Stiche haben. Zeigt die Frau Persolina."

„Du brauchst nicht die alte Schachtel verstecken!"

„Sie beleidigen meine Frau ... das ist zu stark", dachte Persolin. Da muß man tabula rasa schaffen."

Er öffnete die Tür und trat ins Journalzimmer ein.

Wenn vor den Beamten plötzlich der Teufel in eigener Person erschienen wäre, so würden sie nicht so erschrocken sein, als in dem Moment, wo sie ihren gestrengen Direktor vor sich sahen... Wenn vor ihnen ihr Kollege, der im vorigen Jahr gestorben war, aufgetaucht wäre, wenn sie den Atem des Todes fühlen würden, sie würden nicht so blaß geworden sein, wie in dem Augenblick, als Persolin ins Zimmer trat... Nedojechow bekam vor Schreck Nasenbluten, bei Kulakewitsch begann es im Kopf zu hämmern und die beiden anderen Beamten zitterten wie Espenlaub. Die Spieler warfen die Karten weg, erhoben sich langsam, schauten sich gegenseitig an, ließen dann die Köpfe sinken... Einen Augenblick herrschte im Journalzimmer Totenstille...

„Jetzt begreife ich", sagte langsam der Direktor, „eure Vorliebe für die Bilanz... also so sieht sie in Wirklichkeit aus... Gesteht auf der Stelle, was habt ihr gemacht?"

„Exzellenz", sagte zitternd Swesdulin, „wir haben nur einen Moment Photographien angeschaut... Haben eine kleine Ruhepause eingeschaltet..."

Der Direktor erwiderte kein Wort, schritt auf den Tisch zu. Auf dem Tisch lagen keine Karten, sondern tatsächlich Photographien. Diese Photographien waren vom Karton abgenommen und auf gewöhnliche Kartenblatter aufgeklebt. Es waren sehr viel Photos da. Als Persolin die Karten flüchtig durchschaute, bemerkte er die Abbildungen seiner Frau und vieler bekannter Beamten und Funktionäre.

„Also los", sagte er in strengem Tone, „was habt ihr da gespielt?"

„Exzellenz, wir haben nur..."

„Unsinn, was habt ihr gespielt? Swesdulin erkläre mir alles... Ich habe alles gesehen und gehört ... Ich habe gehört, wie du mich mit Rybikow geschlagen hast... Na, was stehst du da. Sprich... ich werde dich nicht auffressen!"

„Exzellenz, jedes Photo hat seine Bedeutung. Wie in einem Kartenspiel, sind auch hier 52 Karten und vier Farben. Die Beamten der Staatserwaltung entsprechen Herz, die der Gouvernementsverwaltung — Kreuz, die der Volksschulbildung Caro und die der Nationalbank — Pique. Die wirklichen Staatsräte sind bei uns Aß, die Staatsräte — Könige, die Frauen der höheren Beamten — die Damen, die Hofräte — die zehn usw... Ich zum Beispiel, bin diese Karte — eine simple drei, denn ich bin ein kleiner Beamter."

"Hm", bemerkte lächelnd der Direktor, „also ich bin ein Aß?"

„Jawohl, Exzellenz, Kreuz-Aß und Ihre Frau Gemahlin ist die Kreuz-Dame."

„Das ist originell... Wollen wir ein Spielchen?...

Der Direktor zog den Mantel aus und setzte sich lächelnd zum Tisch. Die Beamten ließen sich — auf seinen Befehl — zögernd nieder und das Spiel begann...

In der Frühe, als der Diener Nasar kam, um das Journalzimmer aufzuräumen, blieb er, wie angewurzelt, auf der Schwelle stehen.

Der Direktor des Departements stand blaß, übernächtigt da, hielt Nedojechow am Kopf und rief erregt:

„Du konntest nicht Schepelew ausspielen, weil du wissen mußtest, was ich in der Hand habe. Swesdulin hatte Rybikow und Frau, drei Gymnasiallehrer und meine Frau, Nedojechow drei aus der Nationalbank und die Hofrätin Iwanowa. Du mußtest die Partie mit Krytschin beginnen!"

„Exzellenz, ich habe den Titularrat ausgespielt, weil ich glaubte, daß Sie einen wirklichen Staatsrat in der Hand haben..."

„Mein Lieber, das darf man nicht denken... Das ist kein Spiel... So spielt ein Schuster, aber kein Beamter. Wenn Kulakewitsch mit dem Hofrat von dem Gouvernementsdepartement gegangen ist, so mußtest du den Staatsrat von der Nationalbank auf den Tisch werfen, denn du wußtest, daß er Natalja Dimitriewa auch hat... So hast du alles verdorben... Ich werde es dir gleich beweisen... Setzen wir uns, meine Herren, und spielen noch eine Partie..."

Sie schickten den verblüfften Nasar fort, setzten sich zum Tisch und das Spiel begann von neuem...

Gegenseitige Sympathien

An dem kleinen aber geselligen Vlissinger Strand saß eine reizende Blondine mit hellblauen Augen und frischen, rosigen Wangen. Sie war ganz allein und las. In ihrem Schoß lag eine Handtasche, eine Tüte mit Pralines und ein Taschentuch. Dann und wann sah sie auf und blickte um sich her oder beobachtete mit Interesse die Schiffe, die an dieser Stelle der Schelde ganz dicht an der Küste entlangfahren. Seit ungefähr einer Viertelstunde schien die hübsche Blondine ihre Aufmerksamkeit auf ihr Buch nicht mehr konzentrieren zu können, wenigstens hatte sie es zugeklappt und hinter sich in den Strandkorb gelegt; sie blickte in die Ferne, wo die Arnemuider Krabbenfischer mit ihren eigenartigen Schaluppen nach dem Vlissinger Hafen zurücksegelten. Doch auch dies konnte ihre Aufmerksamkeit nicht lange fesseln; sie lehnte sich in den Stuhl zurück und schloß die Augen. Aber ein guter Beobachter hätte bemerken können, daß sie unter ihren Wimpern hervor wiederholt ihre Blicke über den Strand gleiten ließ.

In einiger Entfernung von ihr saß ein Herr, dem man deutlich den Engländer ansah, denn außer seinen ausgesprochenen britischen Gesichtszügen hatte er die überschlanke Gestalt des sportliebenden Angelsachsen. Er hatte der reizenden Blondine bereits seit geraumer Zeit bewunderde Blicke zugeworfen, auf die sie jedoch nicht reagiert hatte. Doch anstatt daß dies sein Interesse verminderte, schien es die gegenteilige Wirkung zu haben, denn er konnte den Blick nicht mehr von der scheinbar Schlafenden wenden, womit er bewies, daß nicht alle Engländer phlegmatisch und kühl veranlagt seien. Es war jedoch kein Wunder, daß sein Gemüt entflammt war, denn man konnte das Mädchen sehr reizvoll nennen, ihr Gesicht war anziehend und interessant und um ihren vollen, weißen Hals lag eine schöne Perlenkette, was ihren natürlichen Reiz noch erhöhte.

Den Wünschen des Engländers kam der Zufall zu Hilfe. Ein spielerischer Wind erhob sich, das Taschentuch der Dame flog von ihrem Schoß und flatterte in seine Richtung. Er sprang auf, überreichte ihr das Tuch mit einigen höflichen Worten. Sie dankte ihm mit einem koketten Lächeln. Er stellte sich als Sir Reginald Durham vor und bat sie um Erlaubnis, neben ihr Platz nehmen zu dürfen, was sie ihm liebenswürdig zugestand. Zwar war Fräulein van Overbecke — dies war ihr Name — der englischen Sprache nicht sehr mächtig, doch Sir Reginald war ein vielgereister Mann, der seinerseits etwas Holländisch sprach, und so waren sie bald in ein angeregtes Gespräch vertieft. Sie blieben den Rest des Nachmittags gemütlich zusammen, und Sir Reginald wußte Fräulein van Overbecke, die in Middelburg wohnte, das Versprechen abzunehmen, die Bekanntschaft am Abend im „Britannia", wo ein kleiner Ball stattfand, fortzusetzen.

*

Strahlend vor Lebenslust erschien Fräulein van Overbecke im Britannia, und Sir Durhams Gesicht verriet sein Entzücken, als er sie begrüßte. Es wurde ein unvergeßlicher Abend. Sie ließen kaum einen Tanz aus, und die gegenseitige Zuneigung schien mit jedem Augenblick zuzunehmen. Die Stunden flogen dahin, und am Schluß des Festes brachte Sir Durham seine neue Bekannte im Auto nach Middelburg zurück.

Als sie im Auto saßen, sahen sie einander lachend an. Er legte seinen Arm um ihre Schulter, und bald fanden sich ihre Lippen in einem langen Kuß. Sie vergaßen alles um sich her. Aber ach, die Fahrt dauerte nur eine Viertelstunde, und mit einem fröhlichen „Auf Wiedersehen" wechselten sie einen letzten Kuß.

Auf der Rückkehr lachte Sir Durham zufrieden vor sich hin. Das war wieder eine fabelhafte Eroberung; das junge Ding war einfach wild nach ihm gewesen. Merkwürdig, daß er solchen Erfolg bei den Frauen hatte. Nun, wieder ein Abenteuer mehr; aber nun fragte es sich, ob der geschäftliche Teil sich lohnte. Aus seiner Tasche brachte er.... die Perlenkette zum Vorschein, das diesen Abend den reizenden Hals von Fräulein van Overbecke geschmückt hatte. Mit einer Taschenlaterne beleuchtete er das Schmuckstück und mit einer Lupe betrachtete er genau die einzelnen Perlen, um den Wert abzuschätzen. Aber mit einem Fluch preßte er die Kette in seiner Hand zusammen: sie war unecht!

Zum Teufel, da hatte er sich nun die Kosten für ein Auto gemacht und seine Nachtruhe geopfert. Wie spät war es eigentlich schon? Seine Hand griff in die Westentasche, aber die Stelle, wo seine Uhr gesessen hatte, war leer, eine goldene Repetieruhr war verschwunden! „Fräulein" van Overbeck hatte „Sir" Reginald Durham übertrumpft.

Die Versicherung gegen Ehebruch

Mr. John Shlocks ging durch die Fünfte Avenue in New York. Da fiel sein Blick auf ein Schild, ein sehr schönes, großes Schild:

„Versicherung gegen Ehebruch. Bei Mißerfolgen zahlen wir die höchsten Prämien. Privatdetektivbureau von Jesajas Heavenblue. 53. Etage."

„Hm," dachte John Shlocks, „man könnte versuchen." Und fuhr kurzerhand in die 53. Etage.

„Hm... Ich bin alt und nicht gerade schön," sagte er, oben angelangt, in edler Selbsterkenntnis zu Mr. Jesajas Heavenblue. „Meine Frau hingegen ist jung, sehr jung und noch schöner. Und infolge meiner Geschäfte bin ich öfters gezwungen, längere Zeit vom Hause abwesend zu sein. Sie sind also im Bilde. Nun, was sagen Sie dazu?"

„Unser Institut," versetzte Mr. Jesajas Heavenblue mit Würde, „darf nicht mit gewöhnlichen Detektivinstituten verwechselt werden. Unser Institut sieht seine Hauptaufgabe nicht darin, Ehebrüche aufzudecken, Scheidungsgründe zu finden, wie man zu sagen pflegt, das ist eine Kleinigkeit, die jeder Stümper kann," eine unendlich eindrucksvoll wegwerfende Handbewegung begleitete diese Worte. „Unser Institut, mein Herr, verhindert Scheidungsgründe. Dieses erreichen wir durch unsere vorzügliche, einzig in der Welt dastehende Organisation. Und haben wir einmal einen Mißerfolg zu verzeichnen, was vielleicht in zehntausend Fällen einmal vorkommt, wir sind ja doch alle nur Menschen," die würdige Bescheidenheit in Mr. Jesajas Heavenblues Augen war von unnachahmlicher Eindruckskraft, „dann zahlen wir dem Betroffenen eine Prämie von zwanzigtausend Dollar, sozusagen Schmerzensgeld. Jawohl, mein Herr, ich betone es, unser Institut ist ein sittliches Institut. Wir schützen die Moral und..."

„Hm... verdienen dabei nicht schlecht. Heutzutage an der Moral etwas zu verdienen, ist wirklich ein Kunststück," dachte Mr. John Shlocks, aber sagte es natürlich nicht.

„... dienen dem Vaterlande," sagte Mr. Jesajas Heavenblue, obgleich er genau dasselbe dachte wie Mr. Shlocks.

„Und die Versicherungsprämie?" fragte Mr. Shlocks, ohne bei den soeben gesagten Worten Aufenthalt zu nehmen.

„Fünfzig Dollar die Woche," sagte Mr. Jesajas Heavenblue bescheiden, aber fest.

Mr. Shlocks Brieftasche zuckte schmerzlich. Er selbst aber dachte: „Hm... meine Ruhe ist mir lieber," und zahlte.

„Leben Sie wohl, mein teurer Mr. Heavenblue," sagte er dann aus begreiflichen Gründen und fuhr erleichtert und beruhigt die 53 Etagen wieder hinunter.

In seinem Eheleben war er fortan sehr glücklich, in seinen Geschäften aber weniger. Und einmal kam der Tag, da Mr. Shlocks die Flügelschläge des Pleitegeiers schon recht nahe über seinem Haupte fühlte.

„Hm," leitete er wie gewöhnlich seinen Gedankengang ein, „wenn man daran gewöhnt ist, spart das viel Mühe, die zwanzigtausend Dollar könnte ich jetzt gerade brauchen; schade, daß es kein Detektivbureau gibt oder daß ich jedenfalls keines kenne, das Scheidungsgründe arrangiert. Verflucht nochmal, unsere sozialen Einrichtungen sind eigentlich doch sehr unvollkommen."

Eines Tages hatte Mr. Shlocks auf dem Bahnhof zu tun. Plötzlich erblickte er seine Gattin, die augenscheinlich den Zug aus dem Westen erwartete.

„Hm," dachte sich Mr. Shlocks, „was mag das zu bedeuten haben. Hoffentlich Scheidungsgrund; das heißt, auf die Scheidung würde ich verzichten, auf die zwanzigtausend Dollar aber nicht."

Der Zug schoß in die Halle und hielt jäh wie ein Kosakenpferd.

Unter anderen Reisenden entstieg ihm ein schmucker junger Mann. Auf diesen stürzte seine Gattin zu; sie umarmten und küßten sich.

Mr. Shlocks traf vor Freude fast der Schlag. Spornstreichs rannte er ins Detektivinstitut des Mr. Jesajas Heavenblue und war ganz Empörung und Verzweiflung.

„Sie sind ein Schwindler, ein Lügner, ein..." Schluchzen erstickte seine Stimme. Das kam von der übergroßen Freude.

Mr. Jesajas Heavenblue haustelephonierte.

„Mr. Sly," sagte er streng zu dem jungen hübschen Detektiv, den sein Ruf herbeibefohlen hatte, „aus dem Benehmen dieses Herrn hier," er deutete mit den Augen auf den augenscheinlich wahnsinnsnahen Mr. Shlocks, „schließe ich, daß Sie versagt haben."

Mr. Sly erbleichte. Dann faßte er sich und sagte: „Ich bitte um Aufklärung!"

„Hm," begann Mr. Shlocks und erzählte die Geschichte.

Mr. Sly begann zu lächeln. Lächelte immer überlegener, sein Gesichtsausdruck wurde immer zufriedener und seine Gesichtsfarbe besserte sich zusehends.

Als Mr. Shlocks fertig war, sagte er: „Es ist bedauerlich, daß Sie den Bruder Ihrer Gattin, Ihren Schwager Mr. Tom Chips aus San Francisco, nach den in Ihrem Familienalbum vorhandenen Photographien nicht erkannt haben. Sie haben ihn zwar nie gesehen, aber..."

„Den... hm... was... den Bruder meiner Frau, meinen Schwager, meinen, was...?" stotterte Mr. Shlocks.

„Vielleicht sollte die Ankunft Ihres Schwagers für Sie eine Ueberraschung sein, für mich war es keine. Unsere Organisation... haben Sie eine Ahnung?" Eine weltumfassende Geste begleitete diese Worte und ein bewundernder Blick aus den Augen seines Chefs traf den jungen Mann.

Mr. Shlocks Blick wurde hingegen trübe und matt. Aber anstandshalber mußte er sich ja noch bedanken und Freude zeigen. Und er brachte es über sich. Reichte beiden die Hand, mit der er sie am liebsten erdrosselt hätte, und zeigte ihnen lachend die Zähne, mit denen er ihnen am liebsten an die Gurgel gefahren wäre.

Dann fuhr er wieder die 53 Etagen hinunter. Gerne hoffte er, das Liftseil würde reißen. Das tat es aber nicht.

Zu Hause erwartete ihn aber doch eine freudige Ueberraschung und er wurde wieder voller Anerkennung über die Haltbarkeit des Liftseils: sein unbekannter Schwager erklärte sich nämlich bereit, sein Geschäft zu sanieren. Und sanierte es.

Mr. Shlocks war restlos glücklich. Den Tugendschutz seiner Frau stellte er ab. Nachdem er sich bei seinem teuren Mr. Jesajas Heavenblue noch einmal herzlichst bedankt hatte.

Und niemals machte er sich Gedanken darüber, wieso Mr. Sly gewußt hatte, daß sich im Familienalbum die Photographie seines Schwagers befand und wieso dessen Ankunft für den jungen hübschen Detektiv keine Ueberraschung gewesen war.

Denn Mr. Sly war doch nur ein ganz normaler Detektiv und kein Telepath.

Wenn wir nicht wüßten, daß Mr. Jesajas Heavenblues Institut das sittlichste Institut der Welt ist und seine Angestellten fraglos von gleicher Qualität, dann könnten wir fast denken... hm... hm...

Aber das wäre gar nicht auszudenken. Darum lassen wir es.

Sparsamkeit

Skizze von A. M. Frey.

Kilians Frau war verreist. Trotzdem beschloß er, zuhause zu essen. Aus Sparsamkeitsgründen und der Bequemlichkeit halber.

Man bäckt sich zum Beispiel auf dem Spirituskocher einen Pfannkuchen. Nichts wird einfacher sein. Das Kochbuch gibt Aufschluß, wessen wir bedürfen. Haben wir alles: Mehl, Eier, Fett, Milch? Ach, ein Ei ist gerade nicht im Hause. Der Kanarienvogel wird in den nächsten fünf Minuten wohl auch keines legen. An Eies Stelle diene als Bindemittel etwas Honig. Und den besten Ersatz für Milch bildet Wasser.

Kilian begann. Er begann um zwölf Uhr Mittags. Für jeden Eingeweihten wäre es erschütternd gewesen, zu beobachten, wie Kilian voll Vertrauen auf den Erfolg und in vollendeter Sorglosigkeit den Teig anrührte, ohne entfernt daran zu denken, ob auch genug Spiritus vorhanden sei.

Zehn Minuten später ließ er eine weißgraue Masse, ein wenig beunruhigt, wie es wohl mit ihrer Haltbarkeit stehe, in die gefettete Pfanne fallen. Alles kommt jetzt darauf an, daß sie sich bindet, sagte er sich. Und er wartete.

Diese Freude sollte ihm noch zuteil werden. Er schüttelte — und der werdende Kuchen löste sich vom Eisen. Nun muß ich wenden, begriff er und stand damit dem schwersten Augenblick gegenüber, den er trotz aller Zuversicht leise drohend schon immer empfunden hatte.

Er schob — ach so behutsam! — die Schaufel unter die zischende Masse und lüpfte sie. Die Masse aber widersetzte sich dieser Behandlung, sie zerriß.

Da fiel ihm ein, gehört zu haben, was ganz große und kühne Köche in solchen Fällen tun: sie packen die Pfanne am Stiel, strecken sie freihändig in die Luft, machen eine herrisch wippende Bewegung, worauf der Kuchen aus der Pfanne in die Höhe springt, sich goldgelb überschlägt und mit der ungaren Seite ins heiße Fett zurücktaucht.

Kilian beschloß mit einem leisen Schauder, es auch so zu machen. Nichts anderes schien ihm übrig zu bleiben. Er stellte sich in die Mitte der Küche, maß den Pfannkuchen, den Raum unter sich, den über sich, die Entfernung bis zur Küchenwand — schloß die Augen und schnalzte kräftig mit dem Handgelenk.

Die weißgraue Masse wirbelte in vierfacher Umdrehung gehorsam empor und klebte dann an der Küchendecke.

Kilian war bestürzt. Bei näherem Hinsehen entdeckte er, daß die Scheibe mit der ungebackenen Seite haften geblieben war; aber auch die gebackene zeigte keine Spuren von wahrer Vollendung; sie war stellenweise glasig; Goldgelbes, das er zu schauen gehofft hatte, fand sich nirgends.

Er stellte, so gut ers abmessen konnte, die Pfanne auf den Fußboden unter den Kuchen an der Decke. — Gleich wird er herunterkommen, tröstete er sich und wartete; aber der Kuchen kam nicht. Ich will nachhelfen, rief er und warf die Streichholzschachtel zur Lockerung gegen den Rand der Scheibe. Die Schachtel flog mitten in den Teig und verblieb dort. Ich werde kräftiger nachhelfen, ermutigte er sich und begann heftige Sprünge zu machen, aber die gedämpften Erschütterungen durch die Hausschuhe führten zu nichts. Er zog Bergstiefel an und sprang an Ort und Stelle meterhoch — worauf die Küchenwage vom Schrank ihm auf den Kopf fiel und die Wohnungsglocke anschlug. Als er öffnen ging, ergossen sich kreischende Beschwerden der unteren Partei über ihn, und er mußte die Stiefel wieder ausziehen.

Weil der Kuchen noch immer oben hing wie der leichenhafte Vollmond, beschloß er, ein Gerüst zu bauen. Vorige Woche hat meine Frau die Leiter verkauft, erinnerte er sich traurig. Wozu brauchen wir so eine hohe Leiter, hat sie gesagt. Da sieht mans, freilich brauchten wir eine!

Er legte das Bügelbrett vom Küchenschrank zur Herdplatte und beriet gerade, wie er am besten den Tisch auf dem Brett festbinden könnte und darüber den Stuhl, um dann hinauf zu steigen — da klatschte der Kuchen freiwillig herunter, hart neben die Pfanne auf den Boden.

Er wickelte die Zündholzschachtel aus dem Teig und brachte, ihn selber kratzend, hebend und schwenkend, in die Pfanne zurück.

Nicht mehr viel zu retten. Wo blieb die Form der Scheibe? Zerklüftet war alles. — Blitzartig kam ihm ein freundlicher Einfall: ich will einen Schmarren darausmachen. Ein Schmarren wird wahr und gut sein.

Ach, was sind Pläne! Als die hoffnungsfrohe Hand das unfertige Mahl wieder der Flamme zuschieben wollte, zeigte sich, daß sie erloschen war. Aus und erstorben. Nicht der leiseste, zartblaue Kreis von Flämmchen. Und kein Tropfen Spiritus in sämtlichen Wohnräumen.

Kilian war am Zusammenbrechen. Aber er wollte sich nicht aufgeben. Er wollte das Werk nicht verraten, er rang sich die Kraft ab, aufrecht zu bleiben.

Alles in allem ist es bis jetzt doch eigentlich annehmbar gegangen, sprach er gütig zu sich, mit einer leisen Fälschung der Tatsachen. Hindernisse — mein Gott, die wirft das Leben jedem in den Weg!

Und er sah sich neu gestärkt um. Er wollte Feuer machen im Herd. Es hielt schwer, das nötige Holz zusammen zu bringen, er mußte den Küchenschemel opfern, der sowieso schon wackelte. Auch zerhackte er einen Stuhl, der überflüssig erschien. Dann aber zeigte sich, daß die Streichhölzer, die in dem Teig eingebettet gelegen hatten, feucht und unbrauchbar waren. Ganz abgesehen davon, daß sich keine Kohlen fanden, wo doch Kohlenfeuer — plötzlich entsann er sich — bitte: schwaches Steinkohlenfeuer zum Backen von Pfannkuchen unerläßlich ist.

Aber: die Sonne — — wie? Schreiben wir umsonst den einundzwanzigsten Juli? Und die mächtigen Brenngläser, wert-

volle Erbstücke vom Großvater her? Es muß doch gelingen, durch sinnreiche Verteilung von Spiegeln und Gläsern — durch Auffangen, Zurückwerfen, Sammeln und Verstärken von Sonnenfeuer so viel Hitze unter einem armseligen Pfannkuchen zu bannen, daß wenigstens ein Schmarren daraus wird? Wie?

Er ging auf dem Küchenbalkon ans Werk. Nach fünf Minuten war eine Backvorrichtung ersonnen und nach einer halben Stunde aufgebaut, ein geistreicher kleiner Apparat, der ohne weiteres kräftig genug sich zeigte, um eine hübsche Brandwunde am Handballen zu erzeugen. Voll Spannung setzte Kilian die Pfanne dorthin, wo vorher sein Ballen geruht hatte.

Und wartete in freudiger Neugier. Sein Rasierspiegel begegnete sich blitzend mit dem Handspiegel seiner Frau; Großvaters prächtige Linsen sammelten in schneidenden Bündeln so viel vom ewigen Feuer, als sie nur fassen konnten. Abgebogen und hingeschickt, wohin es Kilian paßte, wurde die gebändigte Glut — geduckt wurde sie unter die Pfanne.

Da ging die Sonne hinter eine Wolke — zwei Uhr acht Minuten! — und Kilian mußte sich sagen, daß der Spätnachmittag möglicherweise wieder schön werde. Gleichzeitig aber — und dies fesselte ihn mehr — stieg aus der Pfanne geisterhaft eine kleine Rauchfontäne; der Teig blähte sich qualvoll zu einem winzigen Hügel, der Hügel tat sich auf und ließ einen schwarzen Abgrund sehen, dessen Ränder zu verkohlen begannen.

Als Kilian das Phänomen von unten her in Angriff nahm, mußte er entdecken, daß durch den Pfannenboden ein sauber und regelmäßig geformtes Loch gebrannt war.

Nun gerade! beharrte er, goß den Pfanneninhalt in einen emaillierten Topf, warf die Pfanne in den Hof und überlegte, wie man fortfahren könne.

Die Sonne war weg — und überhaupt .. was hatte er da geglaubt: der Spätnachmittag werde wieder sonnig? Wenn wir Glück haben, wird der Abend sich schön gestalten. Vorerst endlose Wolkenbänke. Und wie gesagt ... die Brennspiegel ... da war doch wohl etwas nicht ganz in Ordnung. Nun, lassen wir das.

Ein anderer Weg ist eben nötig. Ich will keinesfalls den Versuch der eigenen Verköstigung schwächlich aufgeben. Man wird doch noch genug Feuer herbeischaffen, um diesem Dingsda — ja, was war es denn nun eigentlich —?

Kilian betrachtete sinnend die Masse im Emailletopf. Und während er, weil die Augen nicht ins Reine kamen, die Nase befragte und sie schnüffelnd näher führte, kamen ihm Gerüchte zum Bewußtsein, die von draußen hereinzogen — die ihn hinauswiesen über den Hof auf die jenseitige Straße.

Dort sah er einen Asphaltkessel dampfen, er sah Hitze zitternd aufwallen, sah durch ein offenes Türchen in einen roten Feuerschlund, hinreichend, um einen Hammel zu rösten.

Wortlos — triebhaft nahm er den Topf in die eine, das Schaufeleisen in die andere Hand, ging hinunter und wanderte hinüber.

„Guter Mann," sagte er zu einem Arbeiter, der mit einer mächtigen Stange in der großblasigen Teermasse rührte, die fortwährend gluckste und fürchterliche Hitze von sich gab, „könnte mein Topf nicht von Ihrem Feuer profitieren?"

Der Arbeiter sah in den emaillierten Tiegel. „Was haben Sie denn da?" fragte er wohlwollend. „Aha. Sie möchten Ihren Leim aufwärmen? Das können wir schon machen."

Jetzt hätte Kilian reden müssen. Aber er war zu feige, den Irrtum aufzuklären. Er trat nicht ein für seine Schöpfung. Er fürchtete die Kritik dieses Asphaltkoches und beließ ihn in dem verderblichen Glauben, Leim vor sich zu haben, wodurch er das Werk, das zwar längst sehr gefährdet war, aber vielleicht noch einigermaßen hätte gerettet werden können, dem sicheren Untergang auslieferte.

Denn der Arbeiter goß schlichten Sinnes — goß ebenso hilfsbereit wie unerwartet mit einem plötzlichen Ruck aus einem schmutzigen Kübel trübes Wasser in den Pfannkuchen.

„Der Leim ist zu dick," urteilte er.

Dann rührte er mit der Stange um und schob das Ganze an eine besonders heiße Stelle.

Kilian wagte keine Silbe. Wohl bleichte ihn der Schreck, doch ergriff ihn gleichzeitig das Gefühl, hier mit Recht bitter büßen zu müssen. Er empfand, daß ihm so geschah, weil er feig und falsch gewesen war.

Als der ehemalige Kuchenteig große Blasen warf, gleich dem kochenden Asphalt nebenan, quirlte der Arbeiter noch einmal die Masse durch, hob sie aus der Höllenglut und gab Kilian freundlich den Topf in die Hand. „Fertig, mein Lieber," lobte er.

Kilian verbrannte sich die Finger kräftig, murmelte „danke bestens" und wankte von dannen.

Zu Hause füllte er zwei leere Flaschen mit dem Produkt und zauberte etwas, als er auf zwei Etiketten den Titel „Flüssiger Leim" schrieb. Er verwandte das Erzeugnis selbst gleich als Pappstoff, aber die Zettel wollten gar nicht auf den Flaschen kleben bleiben.

Meine Frau wird sich freuen, sprach er aufatmend nach dieser abschließenden Arbeit. Sehr wird sie sich freuen. Leim ist so notwendig in einem geordneten Haushalt. Was ist nicht alles gesprungen und zerbrochen bei uns! Wenn ich nur an den heutigen Tag denke!

Dann ging er zum späten Mittagessen und sagte sich, daß er nun gleichzeitig, wenn auch etwas früh, zu Abend speisen könne. Verbilligung der Lebenshaltung.

Ein ungemütliches Stelldichein

Mireille steckte ihren schwarzen Kopf unter dem Zirkuszelt hervor. Valeyrac, der seit früher Morgenstunde auf der Lauer gelegen hatte, schlich herbei.

„Guten Tag, kleine süße Mireille!" flüsterte er. „Wann erlaubst du mir endlich, dir zu sagen, wie sehr ich dich liebe?"

„Du hast ja nichts anderes getan, seitdem wir kamen", antwortete das hübsche Mädchen mit kokettem Augenzwinkern.

„Ja, aber, ich habe es ja noch gar nicht gesagt. Erlaube mir doch, dich heute abend nach der Vorstellung zu treffen."

Mireille zögerte etwas, ihr Kopf verschwand einen Augenblick hinter der Zeltleinwand, um bald wieder zu erscheinen.

„Heute abend nach der letzten Vorstellung, hinterm Zelt", flüsterte sie errötend. Schon war sie wieder verschwunden.

Valeyrac schlich umher, stolperte über Zeltschnüre, hielt an und faßte sich ans Herz.

Ob sie wohl kommt? dachte er.

Bald darauf tauchte ein Kopf aus einer Oeffnung hervor, eine Hand griff nach der seinen und zog ihn ins Dunkle.

„Still!" flüsterte Mireille. Er griff nach ihr und wollte sie küssen.

„Noch nicht — noch nicht — komm!"

Er drückte die kleine nervöse Hand und folgte der kaum sichtbaren Gestalt.

„Paß auf, hier sind drei Stufen!"

Ihre Finger streichelten zärtlich seine Hand. Er taumelte im Dunkeln, als sie ihm plötzlich fest am Arm packte und mit sich fortriß.

„Komm, komm!" flüsterte sie weich.

Plötzlich wurde er hart gegen Eisenstangen geschleudert, eine Tür wurde hinter ihm zugeschlagen und er wandte sich um. Er hörte ein böses Knurren und sah im Dunkeln große grüne Augen funkeln.

„Hilfe, Hilfe!" schrie er und schlug wie irrsinnig mit Händen, Knien und Stirne gegen die Eisenstangen des Käfigs. Aber — niemand antwortete.

Schwaches, graues Tageslicht sickerte durch das Zeltdach und beleuchtete den Löwen Nero, der friedlich schlief, alle Vier von sich gestreckt. In einer Ecke lag der Panter Kali und leckte seine Pfoten.

Eine Tür wurde geöffnet und Mireilles Vater, der Tierbändiger Petrus, trat ein.

„Nun, habt ihr ihn gefressen? fragte er launisch die Bestien.

Eine Gestalt krümmte sich vor ihm und erhob sich langsam. Es war Valeyrac, schmutzig und verstaubt, aschgrau im Gesicht mit zerwühlten Zügen von den Schrecken der Nacht. Verstört blickte er um sich. Einen Meter von sich entfernt, entdeckte er die massiven Eisenstangen, hinter denen er sich bis zu diesem Augenblick in Gesellschaft der fürchterlichen Raubtiere eingesperrt gewähnt hatte.

Er sah Petrus sprachlos an. Der Tierbändiger brach in ein herzliches, halb höhnisches Gelächter aus:

„Meine kleine Tochter hat Ihnen da eine glänzende Lektion gegeben, he? Die vergessen Sie wohl vorläufig nicht so schnell! Na, scheren Sie sich zum Teufel, junger Mann und halten Sie sich zukünftig von Mireille. Sonst könnte es vielleicht sein, daß ich Nero doch einmal erlaubte...

Bleich wie eine Kalkwand, von Entsetzen geschüttelt, schwankte Valeyrac ins Freie — fort von dem Unmenschen, den Bestien, dem koketten, heimtückischen Mädchen, fort von allem, allem, warf sich in einen tauigen duftenden Wiesengraben, schloß die Augen und schlief, schlief fest und befreit unter der weiten Himmelskuppel, die wie ein schimmernder, friedlicher Glassturz über die Erde gestülpt war, so friedlich und harmlos, als gäbe es unter ihr keine falschen, blutdürstigen Bestien.